

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „*Ostpreussischen Presse*“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 17. Oktober 1901.

(Nachdruck verboten.)

Geld.

Novelle von M. Böhme.

(Fortsetzung.)

Sie hatten ein hübsches Plätzchen in einer versteckten Grotte gefunden. Die Luft war warm, fast schwül, in der Ferne brütete ein Gewitter am Himmel. Zahlreiche bunte Lampions durchdrachen mit magischen Lichtreflexen das abendliche Dunkel, und die Militärkapelle spielte abwechselnd lustige und sentimentale Weisen. Therese erinnerte sich seit langer Zeit keines so angenehm verbrachten Abends mehr. In ungewöhnlich heiterer, angeregter Stimmung langte sie nach elf Uhr wieder in ihrer Wohnung an.

Am andern Tage machte Baron Otto von Selm ihr seine Aufwartung, und diesem Antrittsbesuch folgten in den nächsten Tagen wiederholte Visiten. Bisweilen flogen auch duftige Blumengrüße von ihm ins Haus, und bereits nach Verlauf von vierzehn Tagen wußte Therese genau, daß in der nächsten Zeit eine für ihr ferneres Leben wichtige Entscheidung an sie heranreten werde.

Baron Selm gefiel ihr sehr gut. Wenn sie ledig oder kinderlose Witwe gewesen wäre, würde sie ohne Bedenken eingewilligt haben, die Seine zu werden. Aber so lag die Sache anders. Sie hatte auf ihre Kinder Rücksicht zu nehmen; sie mußte ganz klar sehen, wem sie ihre Lieblinge anvertraute, sie mußte über die Vergangenheit und die Familienverhältnisse, über den Ruf und das Ansehen des Mannes, den sie zum Vater ihrer Töchter machen wollte, genau unterrichtet sein, bevor sie sich endgiltig entschied. Therese war zu klug, um sich nur von dem Eindruck seiner Persönlichkeit eine Ueberzeugung aufdrängen zu lassen. Resolut, wie sie war, schrieb sie an ein großes, als zuverlässig bekanntes rheinisches Auskunftsbureau und bat, Erkundigungen über den Baron einzuziehen.

Soeben war die Antwort des Bureaus eingetroffen, und die Auskunft über Otto von Selm lautete so ungünstig wie nur möglich. Zwar war er bis jetzt nicht mit dem Gesetz in Konflikt gerathen, aber in seinem Wohnort würde es dennoch niemand einfallen, ihn als Vertrauensperson zu betrachten. Seine Stellung als Bankdirektor bestand darin, daß er die Bücher eines kleinen lokalen Geldinstituts, das sich allerdings den Namen „Bank“ beigelegt hatte, führte, und sich damit ein kleines Taschengeld erwarb. Im übrigen lag er seiner Mutter, einer Beamtenwitwe, welche mit ihren drei unverheirateten Töchtern ein Pensionat hielt, auf der Tasche und steckte bis an den Hals in Schulden. Er war stets in leichtsinniger Gesellschaft zu sehen, spielte hoch, machte galante Abenteuer, die ihm viel Geld kosteten, und hatte viele noble Passionen, ohne daß jemand wußte, woher er das Geld dazu nahm. Es war bekannt,

daß er nach einer reichen Partie sahndete, aber in seinem Wohnort hatte er sich bereits mehrere Körbe von vermögenden Mädchen geholt. Alles in allem konnte über Otto von Selm zwar nicht gerade etwas absolut Schlechtes, aber noch weniger etwas wirklich Günstiges gesagt werden.

„Summa summarum: ein Spieler, ein Rous, Mitgiftjäger schlimmster Nummer,“ sagte Therese, und in ihre erste Bestürzung über das unerwartete Resultat ihrer Vorsichtsmaßregel mischte sich zu ihrem eigenen Erstaunen ein merkbarer Schmerz: die Bitterkeit der Enttäuschung. Gewaltig drängte sie die aufsteigenden Thränen zurück und versuchte zu lächeln. . . . Sie war wirklich um eine Illusion ärmer geworden.

Eine Weile war es ganz still in dem traulichen, sonnenhellen Zimmer. Dann hatte Therese ihre Fassung wieder erlangt und gleichzeitig ihren Entschluß gefaßt.

„Karla! Kesi!“ rief sie.

Die Verbindungsthür zum Nebenzimmer öffnete sich und die Gerufenen, zwei reizende kleine Mädchen von sieben und acht Jahren, kamen hereingelaufen.

„Kommt her!“ sagte die Mutter, und wie die Kinder neben ihr standen, zog sie die beiden lieblichen Lockenköpfchen in ihre Arme und küßte sie abwechselnd. Die kleinen Mädchen schmiegen sich dicht an die Mama und umhalsen sie; es war eine überaus anmuthige, reizende Gruppe zärtlichen Glückes. . . .

„Seit gestern habt Ihr Ferien,“ sagte Frau Therese nach einer Weile. „Ich will Euch eine Freude machen. Wir reisen sechs Wochen in die hohen Berge. Morgen fahren wir nach Prag, von dort nach Salzburg und nach Ischl: Seid Ihr einverstanden?“

Die Kinder jauchzten laut vor Freude über das bevorstehende Vergnügen.

„Jetzt geht es schleunigst ans Packen,“ fuhr Frau Beyer fort, „bis heute Abend muß alles fertig sein, denn morgen früh reisen wir mit dem ersten Zug nach Dresden. . . .“

III.

Otto von Selm hatte in seinem einfachen kleinen Zimmer eines Gasthofs zweiten Ranges, in dem er wohnte, soeben einen Brief an seine Mutter geschrieben. Bevor er denselben konvertirte, als er ihn noch einmal durch; das Schreiben enthielt nur wenige Zeilen

„Mein liebes Mütterchen!“ begann es, „Deine Zeilen von Sonntag habe ich erhalten. Du kannst durchaus beruhigt sein, die Ausgaben meiner Reise werden sich gut verzinsen, denn meine Verlobung mit Frau Therese Beyer ist so gut wie komplett, eine verneinende Antwort ihrerseits ist ausgeschlossen. Wenn ich bisher die entscheidende Frage noch nicht that, so hatte dies darin seinen Grund, daß ich den Eindruck der Ueberstürzung — die in der ebenso klugen, wie hübschen und netten Frau Verdacht erwecken könnte

— um jeden Preis vermeiden will. Morgen, oder vielleicht schon heut, kommt alles zurecht. In allem übrigen könnt Ihr unbesorgt sein; ich habe mich genau erkundigt, und erfahren, daß Teelen eher zu wenig als zu viel gesagt hat. Die Frau hat mindestens ein Vermögen von hundertundfünfzigtausend Mark, das sie unverkürzt bis an ihren Tod behält. Selbstverständlich werde ich mir meine Rechte als Mann nicht durch kontraktliche Bestimmungen oder gar Gütertrennung beeinträchtigen lassen. Alle Sorgen werden dann ein Ende nehmen. Du wirst Deine Auslagen auf Heller und Pfennig zurückerhalten, ich werde Dir ein Kapital geben, mit dem Du Dir eine Leibrente kaufen kannst, und Dora wird jedes Jahr ein Bad besuchen. Also macht Euch keine unnötigen Sorgen. Mit herzlichen Grüßen verbleibe ich Dein dankbarer Sohn Otto.“

Nachdem er den Brief geschlossen und mit einer Freimarke beslebt hatte, legte er die letzte Hand an seine Toilette, indem er mit der Bürste über den kurzgestutzten blonden Bart und durch das an den Schläfen schon ein wenig gelichtete Haupthaar fuhr, eine zu diesem Zweck schon hingelegte Tuberose im Knopfloch befestigte, auf sein feines Batisttaschentuch und den rechten Ärmel seines eleganten schwarzen Anzugs einige Tropfen Plang-Plang spritzte und ein Paar tadellose helle Glacees über die Hände streifte.

Dann ging er nach unten. Ein dienstbeflissener Kellner streckte die Hand nach dem Brief aus, mit der Frage, ob er ihn besorgen solle. Eine Sekunde zögerte Selm, dann gab er den Brief hin.

Draußen nahm er eine Droschke und nannte dem Kutscher als Ziel der Fahrt die L.-Straße und die Nummer des Hauses, in dem Frau Beyer wohnte. Unterwegs ließ er vor einem Blumenladen halten und erstand ein Bouquet wundervoller La France-Rosen.

Ein seltsames Gefühl zorniger Unruhe und ärgerlicher Ungeduld beschlich ihn, als nach mehrmaligem Läuten immer noch niemand erschien, um die zu Frau Beyers Wohnung führende Etagenthür zu öffnen. Er hatte doch am verflossenen Abend seinen Besuch für diese Stunde angefragt —

Noch einmal drückte er energisch auf die Schelle; alles blieb still.

Da nahten von der zweiten Etage herunter Schritte; ein Dienstmädchen mit dem Marktkorb am Arm erschien auf der Treppe.

„Bemühen Sie sich nicht, mein Herr,“ sagte das Mädchen. „Die Herrschaft unten ist heute morgen abgereist, Frau Beyer mit den Kindern und dem Mädchen. Sie sind nach der Schweiz und kommen erst nach ein paar Monaten wieder.“

„Aber das ist kaum denkbar!“

Das Mädchen zuckte die Achseln und ging weiter. Nach einigen Minuten mußte sich Otto von Selm wohl oder übel entschließen, sein nutzloses Läuten einzustellen und das Haus zu verlassen. In einer schwer zu beschreibenden Stimmung trat er auf die Straße hinaus.

Noch wußte er nicht, was er von dem allem denken sollte. Die Rosen, die ihm wie Feuer in der Hand brannten, warf er einem vorübergehenden hübschen Mädchen mit einem Scherzwort zu; dann eilte er im Sturmschritt weiter. Nach etwa zehn Minuten stand er im vierten Stock einer unfreundlichen Miethskaserne Frau Puzbach gegenüber. Die Frau sah blaß und ganz verstört aus.

„Herr Baron! Um Himmelswillen, was ist nur geschehen? Was bedeutet das?“ rief sie.

„Das wollte ich Sie eben fragen. Was bedeutet das?“ fragte er scharf. „Wußten Sie, daß Frau Beyer verreisen wollte?“

Die Puzbach rang die Hände und gab von Selm eine Visitenkarte, welche sie vor wenigen Sekunden erhalten hatte.

„Liebe Frau B.“ stand auf der Rückseite, „ich habe mich plötzlich zu einer mehrwöchentlichen Reise in die österreichischen Alpen entschlossen. Ich fand keine Zeit, Sie noch zu besuchen. Leben Sie herzlich wohl, und entbieten Sie auch Herrn von Selm meine Abschiedsgrüße. Ihre Therese Beyer.“

„So etwas! So etwas!“ jammerte die Frau. „Und ich glaubte das heilige Grab wohlverwahrt. Sie waren Ihrer Sache doch auch sicher. Ich hätte Ihnen Frau Beyer und ihr vieles Geld — hundertfünfzigtausend hat sie sicher — so gern gegönnt —“

„— und sich die tausend Mark Provision,“ ergänzte Selm sarkastisch.

„Gewiß, auch das! Ach Gott, das Leben erfordert so viel — — und es war doch eine reelle, ehrenhafte Sache. Und nun alles bereitet! Was mag ihr nur auf einmal in die Krone gefahren sein?“

„Sie ist eine dumme Gans, eine Person, der die ehemalige Badenmamsell noch zum Ärmel herausquackt, ein hochmüthiger proziger Affe!“ schrie Selm in ausbrechender Wuth. „Ich habe es schon längst bereut, den Vorpiegelungen Ihres Bruders, der mir Gott weiß was von dieser Frau vorquatschte, und der mir die Geschichte mundgerecht machte, Gehör geschenkt zu haben. Ich habe meine Zeit versäumt und mein Geld deshalb verveist, — das ist alles!“

Der Witwe schwebte sichtbar eine heftige Entgegnung auf den Lippen, aber sie unterdrückte dieselbe. „Nun, wenn Sie Frau Beyer doch nicht leiden konnten, ist ja auch weiter nichts verloren,“ sagte sie ironisch, „ich dachte immer, sie gefiele Ihnen. Uebrigens giebt es hier in Leipzig noch viele reiche Damen, und wenn Sie mir versprechen, daß ich die tausend Mark auch dann erhalte, wenn ich Ihnen direkt oder indirekt eine Bekanntschaft vermittele, die zu einer Heirat führt, verspreche ich Ihnen, daß Sie doch zu Ihrem Ziel kommen.“

Selm antwortete nicht gleich. Dem Zimmer den Rücken wendend stand er am Fenster und sah auf die Straße nieder. Er dachte an den Brief, den er eben abgeschickt hatte, und der jetzt schon unterwegs war, an die Freude, welche seine Mittheilungen daheim erwecken würden, und an die Enttäuschung der Seinen, wenn nun doch alles umsonst war; er dachte an seine Gläubiger, die ihn drängten, an die Misere, der er wieder entgegenfuhr, und Wuth und Empörung erstickten ihm minutenlang die Stimme, so daß er erst nach einer längeren Pause antworten konnte.

„Ich werde mich noch länger von Ihnen hinhalten lassen, daß ich ein Narr wäre —“

„Ich hätte gar kein Interesse daran, Sie zwecklos hinzuhalten,“ entgegnete die Witwe, „was ich Ihnen sage, ist richtig. Ich werde Ihnen indirekt zu einer reichen Frau verhelfen, wenn Sie mir die tausend Mark zusagen.“

Von Selm besann sich eine Weile. „Was ich Ihnen versprochen habe, halte ich natürlich, nur wüßte ich nicht — —“

„Sie werden sehen. Bleiben Sie heute nachmittag in Ihrem Hotel, Sie werden Besuch erhalten — —“

Selm fragte nicht weiter. „Natürlich bleibe ich zu Haus. Zum Ausgehen ist mir heute die Laune verdorben.“

„Gut, ich werde für Ihre und meine Interessen thätig sein.“

Mit kurzem Gruß verabschiedete Selm sich von seiner hülfsbereiten Freundin.

Mittlerweile war es Essenszeit geworden. Nachdem er im Restaurationslokal seines Hotels zu Mittag gespeist hatte, begab er sich auf sein Zimmer und warf sich auf das Sofa. Dann zündete er sich eine Zigarre an, und während er den blauen, in der Luft zerstäubenden Rauchwolken mechanisch nachblickte, drehen sich seine Gedanken unaufhörlich um ein Wort, einen Gegenstand: — Geld, Geld und abermals Geld. Er hatte Therese Beyer sehr gern gehabt, und die Art und Weise, wie sie ihn abfallen ließ, verletzte seine Eitelkeit auf das empfindlichste; aber trotzdem dachte er in

diesem Augenblick an nichts anderes als an ihr Vermögen, in dessen Besitz er sich schon geglaubt hatte, und das ihm jetzt entschlüpft war.

Gegen vier Uhr brachte ihm der Kellner eine Karte. „Bruno Hirschfeld, Kaufmann.“

Gleich darauf trat der Angemeldete, ein kleiner geschneigelter, parfümirter Herr ins Zimmer.

„Gestatten Sie, daß ich sofort auf den Zweck meines Besuchs komme, Herr Baron!“ begann er nach den üblichen einleitenden Phrasen und nachdem er Selm's Einladung, Platz zu nehmen, gefolgt war. „Madame Puhbach hat mir in diskreter Weise Ihre Wünsche unterbreitet. Sie wünschen sich zu verheiraten. Sehr gut, ich verstehe. In Ihrem kleinen Wohnort finden sich keine standesgemäßen Partien, aber hier in Leipzig, ich versichere Sie —“

„Sie sind Agent?“ unterbrach ihn Selm.

Hirschfeld lächelte. „O nein. Ich bin nur Madame Puhbach gefällig. Sie hat mich, zu Ihnen zu gehen. Aber ich kenne eine Dame, eine sehr feine, liebenswürdige Dame, die es sich zum besondern Vergnügen anrechnet, das Glück ihrer Nächsten zu begründen. Sie verkehrt in den Kreisen der Geburts- und Finanzaristokratie, sowie in vornehmen Bürgerhäusern, sie hat bereits zahlreiche glückliche Ehen gestiftet, und sie würde es sich gewiß zur besondern Ehre anrechnen, auch Ihnen dienen zu dürfen, und Ihnen zu Ihrem Glück zu verhelfen. Wenn es Ihnen recht ist, gehen wir gleich 'mal zu ihr. Ich habe mir erlaubt, ihr unsern Besuch telephonisch anzumelden; sie erwartet uns.“

Selm willigte nach kurzem Zögern ein. Eine innere Stimme warnte ihn zwar vor unvorsichtigen, übereilten Schritten; aber vorläufig war in seinem Innern nur Raum für einen Gedanken, und dieser Gedanke hieß: Geld, Geld! —

Am nächsten Droschenstandplatz bestiegen beide Herren einen Wagen, und nach kaum halbstündiger Fahrt hielt derselbe in einer ziemlich stillen Stadtgegend an einer Straßenecke.

„Hier steigen wir aus,“ sagte Hirschfeld. „Frau Schüzel liebt es nicht, wenn man per Wagen bei ihr vorfährt.“

Selm fand diese Marotte der menschenfreundlichen Dame freilich etwas eigenthümlich; aber seine Neugier war einmal erregt, und mit einer gewissen Spannung wartete er die weitere Entwicklung der Dinge, die für ihn allmählich den Reiz eines vergnügten Abenteuers annahm, ab.

Frau Schüzel wohnte im Parterre eines unansehnlichen Hauses. Ein sauberes Dienstmädchen öffnete die Wohnungsthür und führte die Herren in ein dämmeriges, geräumiges Zimmer, das der Bewohnerin als Salon und Arbeitszimmer zu dienen schien. Nach einigen Minuten trat die Dame herein und begrüßte ihre Besucher.

„Sie wünschen sich zu verheiraten, mein Herr!“ sagte sie im alltäglichsten Geschäftston, während sie sich den Herren gegenüber setzte und Selm fixirte. „Dürfte ich um Ihren vollen Namen bitten?“

„Otto von Selm,“ entgegnete dieser, während er im Stillen mit einigem Unbehagen konstatarie, daß nun schon ein viertel Duzend fremder Leute von seinen Absichten wußten und sich mit verblüffender Gelassenheit darüber äußerten.

„Baron?“ fragte die Dame mit Betonung. „Alter Adel?“

Selm zögerte eine Minute mit der Antwort. Sein Vater hatte sich noch schlichtweg Selm genannt; er selbst hatte vor etwa zehn Jahren das Adelsdiplom der Familie herausgegraben und von der Regierung bestätigt erhalten.

„Ja!“ sagte er kurz.

„Konfession?“

„Evangelisch.“

„Haben Sie besondere Wünsche in bezug auf die Persönlichkeit Ihrer künftigen Gattin?“

„Sie muß in angemessenen Verhältnissen leben. Auf Neußerlichkeiten lege ich keinen Werth.“

Frau Schüzel spielte mit ihrem goldenen Aneifer. „Sie sind zu einer glücklichen Stunde zu mir gekommen, mein Herr,“ sagte sie nach längerem Schweigen. „Ich habe nämlich gerade eine brillante Partie an der Hand, die mir wie geschaffen für Sie scheint. Eine junge Dame aus hochangesehener bürgerlicher Familie, Mitte der Zwanziger, von angenehmem Ausßern, liebenswürdigem, sanftem Charakter, sehr gebildet, hervorragend musikalisch und —“ von Selm machte eine etwas ungeduldige Bewegung — „ja — natürlich, sehr vermögend. Disponible Mitgift — achtzigtausend Mark. Würde Ihnen das konveniren?“

„Warum nicht! Wenn ich Neigung für die Dame fassen kann. Sagen Sie mir nur vorerst, wo und wie ich sie kennen lerne.“

„Das ist meine Sorge. Ich werde Sie selbst in die Familie einführen. Vorerst gestatten Sie, daß wir den geschäftlichen Theil der Angelegenheit erledigen.“

„Geschäftlich?“

„Natürlich! Sie verpflichten sich, mir als Provision für meine Bemühungen zehn Prozent der gesamten Mitgift, fällig am Tage nach der Hochzeit, zu zahlen. Ich werde sofort das Formular ausfüllen —“

„Zehn Prozent, — in diesem Fall achttausend Mark! Aber das ist ja horrend!“ rief Selm aufspringend.

„Es steht in Ihrem Belieben, unsere Unterredung sofort zu beenden. Meine Zeit ist ohnehin knapp bemessen. Ich bin wahrlich nicht um Bewerber für eine solche Parthie verlegen.“

Selm trat ans Fenster, um den beiden den Ausdruck seines Gesichtes, in dem sich Beschämung und Widerwillen spiegelten, zu verbergen. Sein besseres Selbst lehnte sich gegen diesen schmählichen Schacher, der hier mit den heiligsten, edelsten Gütern der Menschheit getrieben wurde, auf. Eine Regung seines natürlichen Ehrgefühls drängte ihn, der Heiratsvermittlerin und ihrem Schleppe die unzweideutigen Ausdrücke seiner Verachtung und Empörung ins Gesicht zu schleudern, ihnen den Rücken zu wenden und zu gehen. Aber in demselben Augenblick, wo er seiner inneren Entrüstung Worte leihen wollte, tauchte vor seinen Geistesaugen die Perspektive seiner Zukunft auf, die ohne eine reiche Heirat genau so grau und aussichtslos ausschaute, wie seine Gegenwart, und die ihm die Unannehmlichkeiten, welche ihn bei seiner Rückkehr nach K erwarteten, vor Augen führte. Er hatte viel gelernt, aber nichts Gründliches, nichts, worauf er sich eine Lebensstellung bauen konnte. Dazu fehlten ihm außerdem die Energie, die Ausdauer und der Muth, seinen bisherigen Lebensgewohnheiten zu entsagen. Er wollte nicht entsagen, ein heißer Durst nach Genuß und sinnlicher Lebensfreude brannte in ihm; einmal wollte er seiner Gier darnach die Zügel schießen lassen, ohne den Hemmschuh widriger äußerer Verhältnisse. Einmal wollte er sich satt trinken aus dem überschäumenden Becher des Lebens, ohne den bitteren Nachgeschmack seiner Armuth, die ihm überall Beschränkungen auferlegte, zu spüren. Und in dem wilden Drang nach Genuß, der in ihm tobte, verhallen die Stimmen seines besseren Ichs, streckten seine ziemlich locker sitzenden Grundfüße die Waffen. Sein Entschluß war gefaßt, indem er sich um und den beiden am Tisch sitzenden Personen zuwandte.

Frau Schüzel-Barren schob ihm das ausgefüllte Formular hin. Er nahm die Feder, die sie ihm reichte, und unterzeichnete.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wider Willen.

Von M. Triebel.

Autorisierte Uebersetzung von Dagm. Romanow.

I.

Aus dem Hause der Familie Bruscarel tretend, zog Paul Blécourt seine Uhr.

„Schon elf durch!“ murmelte er verdrießlich. „Nun ist es zu spät, um, wie ich beabsichtigt, die Opéra comique zu besuchen und den zweiten Akt von „Carmen“ anzuhören. Wie langweilig diese Soireen sind! Um den Leuten einen Gefallen zu thun und sie nicht zu erzürnen, geht man hin, doch mit dem festen Vorsatz, höchstens eine Stunde dort zu bleiben, nur um seinen guten Willen zu beweisen. Doch wenn man fortgeht, sind gewöhnlich Stunden verflossen! Meine Manie, stets „ja“ zu sagen, ist wirklich stupide. Warum nicht lieber frank und frei ablehnen? Nun, was liegt daran!“

Mittlerweile hatte Paul die Boulevards erreicht. Die pneumatische Uhr auf der Höhe der Rue Dronot wies auf zehn Minuten vor Mitternacht. Das verschlechterte seine Stimmung noch mehr.

„Wahrhaftig schon Mitternacht! Da bleibt einem faktisch nichts übrig als schlafen zu gehen. Und diese elende Soiree hat mich nicht nur um einen Genuß, sondern auch um die Arbeit gebracht; denn wer hat wohl um diese Stunde noch Lust, seine Korrespondenzen zu erledigen oder auch nur ein Buch zur Hand zu nehmen? Nein, das Leben, das ich seit einiger Zeit führe, ist fade und sinnlos. Niemals daheim! Fortwährend bei Madame K. oder Madame B. . . . Und zu welchem Zweck? Um eine Tasse Thee zu trinken und mit unbedeutenden jungen Mädchen wie z. B. dieser Felicie Bruscarel zu schwätzen. Resapitulieren wir einmal, wie ich diese Woche verbracht habe.

Montag . . . wo war ich doch schon am Montag Abend? . . . Ach richtig, bei den Bruscarels, die mich an demselben Morgen per Telephon zum Diner geladen, da sie soeben einen prächtigen Fasan erhalten hatten.“

Unterdessen war der einsame Wanderer zum Théâtre Français gelangt und blieb einen Augenblick stehen, um die aus dem Theater strömende Menschenmenge zu beobachten.

„Die haben jedenfalls keinen so geisttödtenden Abend verlebt wie ich,“ dachte er.

Dann — im Weiterschreiten — nahm er seinen unterbrochenen Gedankengang wieder auf.

„Also Montag bei den Bruscarels. Und Dienstag? . . . Ja, Dienstag? . . . Komisch, daß ich mich nicht darauf besinnen kann. Mir geht das alles im Kopf durcheinander, das macht, weil es im Grunde ein stetes Einerlei ist. . . .“

Plötzlich fiel es ihm ein.

„Dienstag war ich ja mit den Bruscarels im Konzert; sie bestanden durchaus auf meiner Begleitung.

Und Mittwoch? Da habe ich ebenfalls bei den Bruscarels dinirt. Madame hatte mich tags zuvor im Konzert dringend dazu eingeladen. Ich entsinne mich noch ganz genau ihrer Worte: „Sie haben hoffentlich nicht vergessen, Mr. Paul, daß wir Sie morgen mit Bestimmtheit zum Diner erwarten. O, Sie dürfen es uns keinesfalls abschlagen; es ist Feliciens Geburtstag.“

Also drei Tage oder vielmehr drei Abende hintereinander hatte er in Gesellschaft der Bruscarels verbracht! Diese Thatsache überraschte ihn; ja, mehr noch, sie gab ihm zu denken, zumal er heute — am Freitag — abermals aus demselben Hause kam.

„Kurios!“ murmelte er vor sich hin. „Das macht vier Abende in der Woche, und dieselbe ist noch nicht zu Ende. Wie sonderbar, daß mir diese Thatsache jetzt erst zum Bewußtsein kommt! Warum

mich dort nicht gleich ganz in Pension geben! Parbleu! ich habe ohne Ueberlegung gehandelt.“

Mittlerweile war er in seiner Wohnung angelangt und suchte sogleich sein Lager auf.

Allein der Schlaf wollte sich nicht einstellen.

„Wie bin ich nur dazu gekommen, auf einmal so intim mit den Bruscarels zu werden, die ich bisher kaum gekannt habe! Vor drei Monaten hatte ich noch gar keine Ahnung von ihrer Existenz,“ dachte Paul verstimmt.

Er hatte die Bekanntschaft der Familie in Dieppe gemacht. In demselben Hotel wohnend, hatte er mit Mr. Bruscarel hin und her ein paar Worte gewechselt und sich dann gelegentlich einer Soiree im Kasino aus purer Höflichkeit Mademoiselle Felicie vorstellen lassen und sie zum Tanze engagirt. Dann hatte man einige gemeinsame Ausflüge gemacht. Und so war es schließlich gekommen, daß die Herren im Moment der Abreise ihre Pariser Adressen ausgetauscht hatten.

Einen Monat später, zu Beginn der Saison, hatte Paul eine Einladung der Familie Bruscarel erhalten. Dann — nach geraumer Zeit — war eine zweite und — in immer kürzeren Intervallen — eine dritte, vierte und fünfte Einladung gefolgt. Und jetzt war er fast täglich dort.

„Diable!“ dachte er bekommen. „Nun beginnt mir ein Licht aufzugehen. Jawohl, so ist es. Man hat Referenzen über mich eingezogen, deren Ergebnis mich in ihren Augen als wünschenswerthen Schwiegersohn erscheinen läßt. Infolgedessen hat man mich ganz sanft, ganz allmählich und unmerklich immer enger an sich gezogen. Und ich Dummkopf habe mich in der Voraussetzung, daß es den Leuten lediglich um das Vergnügen meiner Gesellschaft zu thun ist, fangen lassen. Eines schönen Tages — beim Dessert — in einem Moment völliger Ahnungslosigkeit wird man mir zu verstehen geben, daß ein derartiges Attachement an eine Familie mit einer erwachsenen Tochter zu allerhand Verede Veranlassung giebt, und daß das liebe Kind dem Charme eines so distinguirten jungen Mannes gegenüber nicht unempfindlich bleiben konnte. Und so sicher wie zweimal zwei vier ist, die Farce wird ins Werk gesetzt. Man wird mir diese kleine Bute gleichsam an den Kopf werfen. Und halb aus Schwäche, halb aus Ritterlichkeit werde ich diese Felicie, mit der ich bisher kaum hundert Worte gewechselt, deren Physiognomie mir stets so nichtsagend erschienen, die weder Geist noch Intelligenz besitzt, was mir andernfalls nicht entgangen wäre, zum Altar führen.“

Nein, dahin darf es nicht kommen. Wie gut, daß ich die Taktik dieser Leute noch rechtzeitig erkannt habe! Aber ist's nicht schrecklich, wieviel Gefahren wir armen Junggesellen ausgesetzt sind? Ihre Diners, ihren Vogenplatz und diverse Tassen Thee sowie ihre sonstigen Aufmerksamkeiten hätte ich womöglich theuer bezahlen können. Glücklicherweise bin ich nun gerettet. Doch beim Zeus! Ich war hart am Rande des Abgrundes.“

Und froh, der drohenden Gefahr entronnen zu sein, sank Paul Blécourt in tiefen, friedlichen Schlummer.

II.

Als er am Morgen erwachte, galt sein erster Gedanke den Bruscarels. Er mußte ihnen seine Absichten, oder vielmehr den Mangel jeglicher Absicht, zu verstehen geben. Doch in welcher Weise? Der Sache kurzer Hand ein Ende machen, indem er ihre Einladungen fortan unberücksichtigt ließ? Hm, das wäre kein sehr zartes Mittel. Ach würde der über sein schweigendes Fortbleiben erlaunte Bruscarel ihn dann zweifellos auffuchen, um sich über den Grund seines Ausbleibens zu informiren, er würde fragen, forschen . . . Und welche Gründe konnte er ihm in diesem Falle angeben? Ueberdies hatten Monsieur und Madame Bruscarel ihm eine Menge Aufmerksamkeiten erwiesen, und so brüst mit ihnen zu

brechen, wäre pure Grobheit und er würde dabei eine traurige Rolle spielen.

Was aber dann?

Paul Blécourt war ein ehrenhafter, wahrheitsliebender Mensch und der Ansicht, daß es im Leben stets das Beste sei, direkt auf sein Ziel loszusteuern und die Dinge frank und frei beim richtigen Namen zu nennen. Und in der Befolgung dieses Grundsatzes hatte er sich bisher stets wohl befunden.

Infolgedessen faßte er den Entschluß, sich noch im Laufe dieses Tages zu dem Bruscarel'schen Ehepaare zu begeben und diesem ohne Umschweife die Wahrheit zu gestehen.

„Werther Herr, werthgeschätzte Frau,“ wollte er sagen, „die Bereitwilligkeit, womit ich Ihrer freundlichen Einladung stets Folge geleistet, wird Sie überzeugt haben, wie gern ich in Ihrer Mitte geweilt. Aber ich darf nicht lediglich mein Vergnügen im Auge haben, sondern bin verpflichtet, auch andere Punkte in Erwägung zu ziehen. Infolgedessen habe ich mir die Frage vorgelegt, ob meine häufigen Besuche in Ihrem Hause bei Ihren Freunden und Verwandten nicht den Glauben wecken dürften, daß es sich hier um eine geplante Verbindung zwischen Ihrem Fräulein Tochter und mir handelt, eine im Hinblick auf die Anmuth und Liebenswürdigkeit Mademoiselle Felicies sehr natürliche Vermuthung.“ (Ein zur Verführung der Pille nothwendiges Kompliment.) „Doch leider, mein werther Herr Bruscarel, meine hochgeehrte Frau, muß ich Ihnen offen und ehrlich gestehen, daß ich mich keineswegs zu verheiraten beabsichtige. Nein, wirklich nicht. Je älter ich werde, desto mehr fühle ich mich zum Hagestolzen geschaffen! Ich hoffe daher, daß Sie meine Strupel begreifen und es richtig finden werden, daß ich mir in Zukunft das Vergnügen versage, unter Ihrem so angenehmen, gastlichen Dache zu erscheinen. Sie können überzeugt sein, daß ich nicht ohne das lebhafteste Bedauern“

So weit gelangt, rieb Paul Blécourt sich vergnügt die Hände. „So wird es gehen. Ich entschlüpfe ihnen und bleibe in ihren Augen doch ein anständiger Mensch, da sie schwerlich umhin können, meiner ehrlichen Erklärung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“ Und seinem Entschlusse getreu, begab Paul sich noch am nämlichen Vormittage zum Hause der Bruscarels.

III.

Ein Glockenzug. Die Entree Thür öffnete sich.

„Monsieur und Madame zu spre?“

Doch die Frage erstarb auf seinen Lippen, denn statt der Dienerin hatte die Tochter des Hauses ihm geöffnet.

„Ah, Mr. Blécourt! . . . Welch' angenehme Ueberraschung!“

„Sehr freundlich, Mademoiselle,“ entgegnete er ein wenig konsternirt. „Ich . . . hm . . . ich . . . Ist Ihr Herr Vater daheim?“

„Nein, Monsieur.“

„Und Ihre Frau Mutter?“

„Ebensowenig; sie ist soeben ausgegangen. Und das Hausmädchen ebenfalls. Außer mir und der Köchin ist niemand daheim, und falls Sie irgend ein wichtiges Anliegen haben, werden Sie sich wohl oder übel einer von uns beiden anvertrauen müssen. Hoffentlich geben Sie mir den Vorzug,“ schloß sie lächelnd.

Eine schwierige Situation; wie sich mit guter Manier herauswickeln? Welchen Vorwand für diesen Besuch zu so ungewöhnlicher Zeit erfinden?

Schon hatte Felicie die Thür des Salons geöffnet.

„Bitte, treten Sie ein, Monsieur. „Hier können Sie's mir besser mittheilen als so zwischen Thür und Angel“

Ihm blieb nichts übrig als einzutreten und sich, ihrer Anforderung folgend, ihr gegenüber auf einen der am Ramin stehenden Sessel niederzulassen.

„Nun, Monsieur Blécourt, was soll ich meinem Vater oder meiner Mutter bestellen?“

Paul hätte in diesem Moment wer weiß was darum gegeben, etwas Erfindungsgabe und Phantasie zu besitzen; doch leider wollte ihm absolut keine Ausrede einfallen.

„Sehr gütig, Mademoiselle ich ich es weil“

Felicie lächelte abermals. „Ich muß gestehen, das ist mir nicht ganz klar, und wenn das alles ist, was ich meinen Eltern übermitteln soll“

Paul fühlte das Lächerliche seiner Verlegenheit, aber was sollte er ihr sagen? Ja, wenn er wenigstens so vorsichtig gewesen wäre, seine kleine Rede für alle Fälle niederzuschreiben, dann hätte er ihr das Briefchen jetzt einfach mit der Bitte übergeben, es an seine Adresse zu befördern und sich nach ein paar banalen Höflichkeitssphrasen entfernt. Daß er daran auch nicht gedacht hatte! Nun blieb ihm nichts übrig, als sich auf möglichst beste Manier aus der Affäre zu ziehen, sich um den Kern der Sache herumzudrücken und zu sagen, er würde wiederkommen.

Ohne Zweifel würde er ihr als ein Einfaltspinsel erscheinen, aber was machte er sich daraus, da er ja nie mehr in dieses Haus zurückzukehren gedachte.

„Und um was handelt es sich nun eigentlich, Monsieur?“ begann Felicie von neuem.

„O, Mademoiselle die Sache ist wirklich zu komplizirt ich müßte befürchten denn in der That es handelt sich“

„Sagen Sie es mir nur immerhin; falls es zu schwierig ist, um es zu behalten, kann ich es mir ja notiren“

„Aber ich nun, es handelt sich um eine geschäftliche Auskunft, um die Ihr Herr Vater mich ersucht hat.“

„O, dann können Sie ohne Bedenken reden; ich bin in finanziellen Angelegenheiten sehr bewandert.“

„Ah!“

„Mitunter — z. B. wenn es sich um Kapitalsanlagen handelt — zieht Papa mich sogar zu Rathe.“

„Verteufelt!“ dachte Paul konsternirt. „Da gerathe ich ja immer tiefer in die Klemme.“

„Nicht wahr, es wundert Sie, daß ich ein so praktisches Mädchen bin?“ fuhr sie lächelnd fort. „Aber es ist so. Meines Erachtens darf ein junges Mädchen heutzutage nicht mehr ins Blaue hineinleben, sondern muß sich bei Zeiten für ihre Lebensaufgabe, die der erfahrenen, umsichtigen Geschäftin und Beratherin ihres Gatten, vorbereiten.“

„Eine sehr richtige Ansicht, Mademoiselle.“

„Sie sehen also, daß mir das nötige Verständniß nicht abgeht.“

„In der That, Mademoiselle“

„Und nun bitte ich bin ganz Ohr.“

Allein das half ihr nicht viel, denn ihr Gegenüber blieb stumm.

„Ist die Erklärung denn so schwierig?“

„Hm es ist nur“

„Es ist nur — was?“ Und voll gespannter Erwartung fügte sie hinzu: „Daß Sie derartig zögern, mir Ihre Mission anzuvertrauen, läßt auf außerordentliche Wichtigkeit derselben schließen. Es handelt sich doch wohl nicht um irgend ein schreckliches Geheimniß?“

Nein, diese Situation war nicht länger zu ertragen; er mußte sie enden — um jeden Preis — und griff daher mit kühnem Entschluß ihre letzte Bemerkung auf.

„Ganz richtig, Mademoiselle, ein Geheimniß ein Geheimniß, das ich nur allein Ihren Eltern anvertrauen kann.“

„So, nun wird sie wohl nicht länger darauf beharren,“ dachte er.

„Also wirklich ein Geheimniß?“

„Allerdings.“

Ein eigenthümliches Lächeln umspielte ihre Lippen. „Glauben Sie denn, daß ich es nicht bereits errathen habe?“

„Na, das ist denn doch ein wenig zu stark!“ dachte Paul, ohne zu wissen, was er darauf erwidern sollte.

„Ja,“ fuhr sie erröthend fort, „wie hätte ich es wohl nicht errathen sollen? O, ich weiß wohl, daß mein Vorgehen in diesem Moment nicht ganz korrekt ist und daß die meisten meiner Freundinnen gewartet hätten, bis ihre Eltern sie offiziell von den Wünschen eines jungen Mannes in Kenntniß setzen. Aber — wie Sie wohl schon zu bemerken Gelegenheit gehabt, bin ich nicht ganz so wie alle anderen. Und ich habe keinen Grund, es zu bedauern, da ich es zum Theil vielleicht diesem Umstande verdanke, daß ich — wenn auch ganz ohne mein Zutun — das Glück gehabt, Ihnen nicht zu mißfallen.“

„Zum Puckuck, was bedeutet das alles?“ dachte Paul in steigender Verblüffung.

„Und sehen Sie, wie offenherzig ich bin! . . . Ich wage sogar Ihnen zu gestehen, daß es mir lieb ist, in diesem Augenblick allein mit Ihnen zu sein, da ich es unbedingt vorziehe, das Geständniß Ihrer Neigung von Ihren eigenen Lippen zu vernehmen, anstatt durch meine Eltern zu erfahren, daß Sie offiziell um meine Hand angehalten haben.“

„Wie . . .?“

„Ja, Mr. Paul, es wäre Lüge, behaupten zu wollen, daß ich nicht früher oder später eine Erklärung Ihrerseits erwartet hätte. Ihr auffallendes Attachment an uns . . . und dann die Art, wie Sie mich immer ansahen . . . Ihre Verwirrung . . . o, ich weiß, daß Sie mich lieben, ich weiß es schon lange.“

„O, Mademoiselle . . .“

Was lag in diesem „O, Mademoiselle?“ Felicie klang es jedenfalls wie der Ausdruck freudigster Bewegung.

„Es ist daher meine Pflicht, Ihnen gegenüber aufrichtig zu sein,“ fuhr sie fort. „Vernehmen Sie also meine Antwort, werther Mr. Paul: Auch ich hege eine herzliche Neigung für Sie und werde glücklich, sehr glücklich sein, Ihre Frau zu werden. Ich gelobe Ihnen, daß Sie in mir stets eine treue, ergebene Gefährtin finden sollen, und falls das Leben, dessen Schattenseiten ja niemand erspart bleiben, Ihnen je Leid und Enttäuschung bringen sollte, so soll es meine schönste Aufgabe sein, Ihren Verdruß, Ihre Sorgen nach Möglichkeit zu lindern und zu versüßen.“

Sie hatte sich erhoben und bot Paul, den sie bereits als ihren Verlobten betrachtete, die Hände. Ihre tiefblauen Augen leuchteten, und der Ausdruck des Stolzes, der Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, der ihm aus ihren feingeschnittenen Zügen entgegenstrahlte, ließ sie in der That reizend erscheinen.

Wo hatte Paul Blécourt seine Augen gehabt? Wie hatte er dieses Mädchen für simpel und unbedeutend halten können? . .

Entzückt, gerührt, hingerissen, ergriff er die beiden kleinen weißen Hände und drückte sie zärtlich.

Als die mittlerweile heimgekehrten Eltern gleich darauf die Thür des Salons öffneten, fanden sie das junge Paar in stummer Umarmung.

„Ach!“ rief Mr. Bruscarel mit einem Lächeln des Triumphes, „wir brauchen wohl nicht erst zu fragen, was uns das Vergnügen verschafft, mein lieber, junger Freund?“

„Allerdings . . . wie Sie sehen . . . kam ich, um die Hand Ihres Fräulein Tochter zu erbitten.“

Und in diesem Augenblick glaubte er selbst daran.

(Nachdruck verboten.)

Ein probates Mittel.

Humoreske von Hans Reiss.

„Wie gesagt, alter Junge, ich habe mich selten so gefreut wie über dies Zusammentreffen!“ sagte der Rechtsanwalt Fritz Weese und schlug seinem Freund und Studiengenossen, dem Doktor Max Berger, bekräftigend auf die Schulter. „Es ist doch zu nett, daß wir beiden alten Burschenschaftler, nachdem wir uns eine halbe Ewigkeit nicht gesehen haben, nun hier in diesem gottgesegneten, kleinen Gebirgsdörfchen zusammentreffen müssen. Nur, daß Du immer noch einspännig herumläufst, will mir garnicht gefallen. Ich sage Dir, Mensch, Du wärst ja geradezu das Ideal eines Ehemannes!“

„Pst!“ machte der Doktor und sah sich ängstlich nach allen Seiten um. „Um Gotteswillen, wenn Deine Frau Dich hörte.“

„Unbesorgt, Freundchen, die ist mit meiner kleinen Schwägerin Lisa ins Dorf gegangen und macht Besorgungen. Uebrigens — was ich Dich immer schon fragen wollte, — — — sag mal, wie bist denn Du, der hartgesottenste Junggeselle auf Gottes Erdboden, eigentlich auf die verrückte Idee gekommen, Dich hier für 'nen Ehemann auszugeben?“

„Das will ich Dir erzählen,“ sagte der Doktor und zündete gemächlich seine ausgegangene Zigarre wieder an. „Die Geschichte hängt nämlich so zusammen. Da sich meine Praxis in den letzten Jahren so bedeutend vergrößert hat, so gönne ich mir jetzt in jedem Sommer eine mehrwöchentliche Erholungsreise. Untertwegs, da macht man dann natürlich Bekanntschaften, und — weiß der Teufel es klingt ja komisch, wenn ich so etwas sage — aber sobald der weibliche Theil meiner Bekanntschaften entdeckt hatte, daß ich Arzt sei mit großer Praxis, einigem Vermögen und — unversehrt, wurde ich mit Liebeshuldigungen dermaßen überschüttet, daß es einfach unerträglich war! Ich versichere Dich, dies Bestreben, mich um jeden Preis zum Ehemann zu machen, hat mir manchmal die ganze Reise verleidet; denn zum Donnerwetter, ich will doch nun mal nicht heiraten! Da sann ich denn also auf Abhülfe und verfiel schließlich auf die herrliche Idee mit dem Ehering. Ich legte mir für 1,50 Mark dies Corpus delicti, das Du hier am Ringfinger meiner rechten Hand glänzen siehst, zu, und ich sage Dir, Freundchen, das Mittel bewährte sich vorzüglich. Bin wie im Himmel seitdem! Auch die in den höchsten Semestern befindlichen Jungfrauen und Witwen gehen nach einem kühl musternden Blick auf meinen Ehering gleichgiltig an mir vorüber, und alles ist in schönster Ordnung. Wirklich schade, Fritz, daß ich Dir das Mittel nicht mehr zur Nachahmung empfehlen kann; denn ich sage Dir, Freundchen, es ist probat, einfach probat! Von jetzt ab keine Reise mehr ohne Ehering! Und sieh mal, auch sonst hat die Sache ihre guten Seiten. Würde mir Deine Frau als Junggeselle wohl erlauben, daß ich mit Fräulein Lisa allein Partien mache?“

„Schwerlich,“ stimmte der Rechtsanwalt bei.

„Na, da hast Du's ja. Das arme Mädchen müßte also, da Du bei Deinem Rheumatismus nicht gehen kannst und Deine Frau nicht gehen darf, die ganzen sechs Wochen hier in dem Nest still sitzen bleiben. Und so machen wir alle Tage die herrlichsten Partien, und kein Mensch findet was dabei. Alles wohlthätige Folgen des Eherings! Und Fräulein Lisa selbst — übrigens ein reizendes Mädchen, Deine Schwägerin — wie offen und vertrauensvoll giebt sie sich mir gegenüber, alles nur in dem Gedanken an meine Frau und meine fünf Sungen, die ich Dir notabene gern geschenkt hätte. Wie kamst Du eigentlich darauf, mir die fünf Sungen aufzubrummen? Bin immer in scheußlichster Verlegenheit, wenn Deine Frau mich nach Namen und Geburtstagen meiner Sprößlinge fragt.“

„Sollst Du auch,“ schmunzelte der Rechtsanwalt. „Etwas Strafe muß sein! Willst Du die angenehmen Folgen des Eherings genießen, mußt Du auch die unangenehmen mit in den Kauf nehmen.“

„Deibel auch,“ knurrte der Doktor. „Mußt mich à Konto der fünf Jungens gestern den ganzen Weg über mit fünf Hampelmännern schleppen, weil Fräulein Lisa behauptete, das wäre 'ne Spezialität der hiesigen Gegend, und ich müßte absolut fünf solcher Dinger mit nach Berlin nehmen.“

„Schad't Dir garnichts. Im Gegentheil!“

„Und dann gestern den Spizeshawl, den mir Deine kleine Frau absolut für „meine Frau“ aufkomplimentirte. Geschichte kost' mich 30 Mark. Weiß garnicht, was ich mit dem Ding anfangen soll!“

„Kannst ihn ja für die zukünftige Frau Doktor Berger aufheben.“

„Ach Gott, laß doch die faulen Witze! Du weißt doch, daß — —“

„Na, na, na, Freundchen, is noch nicht aller Tage Abend.“

„Donnerwetter!“ rief da der Doktor nach einem Blick auf seine Taschenuhr erschrocken aus. „Ich hab' ja mit Fräulein Lisa eine Partie verabredet. Wir wollen heute nachmittag nach dem Hochbergsee gehen. Weinake hätte ich die Zeit verpaßt!“

Eine Viertelstunde später wanderten der hübsche, stattliche Doktor Berger und Fräulein Lisa, eine reizende Blondine von acht-zehn Jahren, zusammen zum Hochbergsee.

Der Doktor warf schmunzelnd einen Blick auf seine Begleiterin, der die stolte Touristentracht ganz allerliebste stand, und äußerte dann, einem angenehmen Gedankengang folgend, in bester Laune:

„Wissen Sie, Fräulein Lisa, daß es eigentlich beinahe gefährlich ist, uns beide den weiten Weg so allein machen zu lassen?“

„Ach nein,“ erwiderte das junge Mädchen arglos, „der Weg ist garnicht so steil und unbequem, und Räuber giebt es ja hier nicht.“

„Na, so meinte ich es eigentlich nicht,“ sagte der Doktor und biß sich ärgerlich auf die Lippen. „Ich sprach natürlich in bildlichem Sinne.“

„In bildlichem Sinne?! Ach so!“ Lisa lachte, als hätte er einen ganz vorzüglichen Witz gemacht. „Aber ich bitte Sie, Herr Doktor, auf den Gedanken wird doch niemand kommen! In un-gesährlicherer Gesellschaft als der Ihrigen könnte ich wohl kaum eine Partie machen.“

„Ihre Aufrichtigkeit läßt wirklich nichts zu wünschen übrig,“ gab der Doktor in gereiztem Ton zurück und fand, daß Lisas Na-ivität entschieden manchmal zu weit ging. „Ihrer Meinung nach wäre es also vollständig ausgeschlossen, daß ein junges Mädchen sich in einen Mann wie mich verlieben könnte?“

„Ausgeschlossen — nun wohl nicht,“ meinte Lisa zögernd, „aber, — — — sehen Sie, es ist doch nur, weil — weil man doch natürlich garnicht auf den Gedanken kommt. Es wäre doch zum Beispiel furchtbar komisch, wenn ich mich in Sie, der Sie doch verheiratet sind und vierunddreißig Jahre alt, wie Schwager Fritz sagt, wenn ich mich in Sie — verlieben würde.“

Der Zorn des Doktors, der bei ihren ersten Worten fast schon besänftigt gewesen war, loderte jetzt in hellen Flammen wieder auf. Daß jemand den Gedanken, sich in ihn zu verlieben, „komisch“ finden konnte, das war denn doch etwas stark! Ärgerlich köpfte er die unschuldigen Wiesenblümchen, die am Wege standen, mit seinem Spazierstock und bemerkte in spöttischem Tone:

„Ihr Zukünftiger müßte natürlich wohl bedeutend jünger sein, nicht wahr, mein gnädiges Fräulein?“ wobei er das „gnädige Fräulein“ besonders betonte.

„Aber natürlich!“ gab Lisa beinahe empört zurück. „Ich dachte höchstens 25 bis 26.“

„Sie scheinen ja dem Gedanken schon sehr nahe getreten zu sein.“

„Vielleicht — — — übrigens — weshalb denn auch nicht?“

„Sie sind noch sehr jung, Fräulein Lisa.“

Das klang ja fast, als ob er sie für ein Kind hielt. Lisa war wütend.

„Zum Heiraten ist man nie zu jung, — höchstens zu alt,“ erwiderte sie daher schnippisch.

Diese an und für sich harmlose Bemerkung ärgerte nun den Doktor wieder gewaltig.

„Sie wissen ja überhaupt noch gar nicht, was Liebe ist,“ bemerkte er deshalb in überlegenem Tone.

„So! Na, Sie als Ehemann werden's doch noch viel weniger wissen!“

Diese Bemerkung war ja nun zwar vollständig unlogisch von Fräulein Lisa und, wie der Doktor fand, auch wieder sehr kindisch; aber hindern konnte er trotzdem nicht, daß er vor Ärger roth wurde. Mußte sie ihm immer und ewig den Ehemann aufs Butterbrot geben!

„Wie nun, wenn ich überhaupt gar nicht verheiratet wäre?“ fragte er sie gereizt.

„Ach Unsinn! Das sieht man Ihnen doch an.“

„Manu! Sehen denn verheiratete Leute anders aus als unverheiratete?“

„Meistens — ja, Und bei Ihnen habe ich's überhaupt gleich gewußt, daß Sie verheiratet waren.“

„Woraus entnahmen Sie denn mit so tödtlicher Sicherheit die lehtangeführte Thatsache, wenn's erlaubt ist, zu fragen?“

„Gott — so etwas fühlt man eben. Und dann — haben Ehemänner auch immer so etwas besonders — Uninteressantes und Ueberlegenes.“

„Ach — was Sie sagen! Ich konstatiere mit Bewunderung, daß Sie einen eminent scharfen Blick besitzen. Bei Ihrer großen Jugend wirklich höchst anerkennenswerth!“

Das gute Einvernehmen des Pärchens war jetzt für eine ganze Weile gestört, und schweigend schritten sie nebeneinander weiter. Erst als sie in einem kleinen Wirthshaus gemütlich bei Bier und Butterbrot saßen, wurde Lisa etwas gesprächiger, und den Rest ihrer guten Laune fand sie wieder, als sie eine Bude mit hübsch geschmücktem Kinderspielzeug entdeckte.

„Ach, sehen Sie nur, Herr Doktor, wie allerliebste!“ rief sie ganz entzückt aus. „Die reizende Armbrust und all die niedlichen Sachen! Da müssen Sie für Ihre kleinen Knaben etwas kaufen.“

„Am Gotteswillen!“ wehrte der Doktor fast entsetzt. „Habe nachgerade genug von dem Zeug.“

„Ein Rabenbater sind Sie,“ entschied Lisa kurz und bündig. „Aber darunter sollen die armen Jungen nicht leiden. Ich werde die Sachen kaufen und Sie müssen sie ihnen mit einem schönen Gruß von der Tante Lisa mitnehmen. So — die Armbrust nehmen wir für Fritz, den Ältesten, den Wagen für Kurt und — —“

„Das wird aber ein furchtbar großes Paket werden,“ machte der Doktor noch einen schüchternen Versuch. „Wollen wir uns nicht wenigstens mit den beiden Sachen für die Ältesten begnügen?“

„Und die armen Kleinen sollen leer ausgehen? Aber ich bitte Sie, das wäre ja grausam,“ fiel Fräulein Lisa entrüstet ein. „Nein, auf keinen Fall!“

Und so wählte und kaufte sie denn nach Herzenslust, und als dann das stattliche Paket endlich wohlverschnürt fertig war, da mußte der arme Jünger Nestulaps natürlich die süße Last auf sich nehmen. Denn unmöglich konnte er als Kulturmensch doch zugeben, daß eine junge Dame in seiner Gegenwart ein Paket trug.

Äußerlich mußte der Doktor nun Lisa gegenüber natürlich noch den beglückten Vater spielen. Innerlich aber fluchte er mächtig und fand, daß der Ehering auch manchmal recht unangenehm

Folgen haben könne. Ueberhaupt — heute hatte sich sein Zauber entschieden nicht bewiesen!

Acht Tage später stand der Doktor Max Berger auf der Terrasse des Hotels und starrte mit sehr melancholischem Ausdruck auf das Landschaftsbild zu seinen Füßen.

Was er bei seinem ausgebrannten Junggesellenherzen nicht mehr für möglich gehalten hatte, das war nun doch geschehen. Selbst der Zauber des Eherings hatte ihn nicht davor bewahrt, sich sterblich in Fräulein Bifa zu verlieben. Und zwar war sein Zustand so hoffnungslos, daß an eine Besserung überhaupt nicht mehr zu denken war.

Bifa selbst schien von all seinen Schmerzen nichts zu ahnen; denn sie fuhr fort, ihn als „gänzlich ungefährlich“ mit derselben harmlosen Vertraulichkeit zu behandeln, die ihn anfangs so sehr entzückt hatte und die er jetzt geradezu unerträglich fand. Vielleicht — wenn sie gewußt hätte — — — Aber das ging ja natürlich nicht. Hier gab's nur eine Möglichkeit: er mußte abreisen, und zwar je eher, je besser.

„Ah, gut, daß ich Sie finde, Herr Doktor,“ hörte er da Bifas frische Stimme hinter sich sagen. „Freiz läßt nämlich fragen, ob Sie morgen mit uns nach R. fahren wollen.“

„Das thut mir unendlich leid, Fräulein Bifa, aber ich kann leider nicht. Ich habe soeben eine Depesche erhalten, die mich sofort nach Berlin zurückruft.“

Er beobachtete fast ängstlich den Eindruck, den seine Worte auf ihrem lebhaften Gesichtchen hinterlassen würden.

„Wie?! Sie — Sie wollen fort?! Aber das ist ja nicht möglich, Herr Doktor! Nein, nein, bitte, Sie dürfen nicht abreisen; denn dann wird es ja entsetzlich — langweilig hier werden,“ stieß sie athemlos und so ehrlich erschrocken hervor, daß es dem Doktor plötzlich ganz warm ums Herz wurde.

„Würden Sie mich denn wirklich etwas vermissen, Fräulein Bifa, wenn ich nun fortginge — für immer?“

Statt der Antwort füllten sich ihre Augen mit Thränen.

„Bifa,“ — er trat ihr ganz nahe und faßte bittend ihre kleine Rechte, „wissen Sie auch, daß ich Sie sehr, sehr lieb habe?“

„Haben Sie das? O — mein Gott!“ Wie Nebelschleier vor der Sonne zerriß es plötzlich vor Bifas geistigem Auge. Weshalb nur waren diese letzten Wochen so ganz besonders schön gewesen? Weshalb hatte sie sich noch nie so glücklich gefühlt wie eben jetzt? War das nicht das große, heilige Wunder des Lebens? War das nicht — die Liebe? Aber das durfte ja doch nicht sein...

„Nein, nein, das darf nicht sein,“ wiederholte sie laut noch einmal schmerzlich und zog ihre Hand aus der seinen.

„Doch, Bifa, das darf sein; denn sieh — ich bin ja gar nicht verheiratet. Meine Verheiratung war nur ein Scherz und, wie ich jetzt zugeben muß, ein recht schlechter Scherz von mir.“

„Und mich — mich wollen Sie heiraten?“ jubelte Bifa.

„Wenn Du Dich entschließen kannst, einen so „alten“ Mann wie ich ja nun leider einmal bin, ein wenig lieb zu haben?“

„O nein — das,“ sie legte ihm die Hand auf den Mund

„das dürfen Sie — das darfst Du nicht sagen.“

„Bifa!“ Er beugte sich zu ihr und küßte sie auf die jungen weinrothen Lippen.

„Na, siehst Du, Freundchen, ich hab's Dir ja gleich gesagt,“ rief da die joviale Stimme des Rechtsanwalts die Verliebten plötzlich wieder in die Wirklichkeit zurück. „Gut mag es ja sein, das Mittel mit dem Ehering, aber — probat ist es jedenfalls nicht!“

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Zogogriph.

Was oft uns Freude macht mit u,
Das stört mit ä des Nachbars Ruh.

Bilderräthsel.

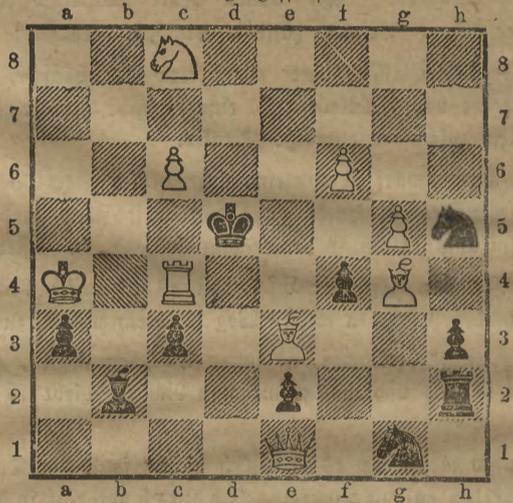


Arithmogriph.

1 2 3 4 5 6 7 5 7 4 5	Land in Amerika.
2 4 3 7 5 1	Weiblicher Vorname.
3 4 7 4 2	Raubvogel.
4 5 6 4	Schwimmbogel.
5 4 3 4 2	Mann aus Afrika.
6 7 3 4 2	Raubthier.
7 2 4 5 4	weibliche Vorname.
5 7 4 2 4	innerer Körbertheil.
7 5 5	Nebenfluß der Donau.
4 7 4 2	Nahrungsmittel.
5 1 3 4 6 7 4 2 4	Ordnung der Säugetiere.

Schachaufgabe.

Von J. Jespersen.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt. (9+10)

Auflösung des Akrostichons.

Halm, Elise, Rose, Beil, Sonne, Teich. — H e r b s t.

Auflösung des Bilderräthfels.

Alpenglühen.

Auflösung der Gleichung.

September (a Hase, b Ha!; c Peile, d Feile; e Dieter, f Bier; g Humbert, h Hut.)

Auflösung des Quadrat-Zähl-Räthfels.

B a y e r n
T a n e r a
M a i t r e
S a h a r a
M a g e r ö
Z a b e r n

Auflösung der Skataufgabe.

Kartenvertheilung:

B. a, b, cB, a10, K, D; cA; d10, D 7.

M. dB, aA, 9, 8, 7; bA, 10, K, D, 9.

S. c10, K, D, 9, 8, 7, dA, K, 9, 8.

Skat: b8, 7.

Spiel:

1. B. cB, a7, c7 (+2). 2. B. bB, a8, c8 (+2).

3. B. aB, a9, c9 (+2). 4. B. aD, aA, c10 (-24).

5. M. bA, cK, a10 (+25). 6. B. d7, b10, d9 (-10).

7. S. cD, cA, dB (-16). 8. M. bK, dK, dD (-11).

9. M. bD, d8, d10 (-12). 10. M. b9, dA, aK (+15).

Hiernach ist der Spieler bis 46 gekommen.

Richtige Lösungen gingen ein von: Elisabeth Boelz, Anna Preiß, Werner u. Margot Friedländer, Meta Teschner, Franziska Gröger, Minna Schülke, Herbert Heymann, Bromberg, Willy Seele, z. B. Schulz, Oswald Benk, Rudolph Schellong, Alfons Spitzer, Hans Kühl, Franz Grosse, Arno Fremke, Felix Hirsch, Fritz Brandt, Bromberg.